

Zeichen der Liebe: Von der Kunst des Schenkens

Weihnachtsgeschenke erinnern an die Liebe Gottes.
Das Kind in der Krippe ist sein größtes Geschenk an die Menschen.
Kann dieses Wissen auch unser Schenken inspirieren?

Von Judith Rosen

Weihnachten entdecken wir wieder das Kind in uns. Das Kind, das sich tagelang auf den Heiligen Abend freute, seinem Auftritt im Krippenspiel entgegenfieberte und sich ausmalte, welcher seiner Wünsche in Erfüllung gehen würde. Wie von Geisterhand öffnete sich die Tür zum Wohnzimmer, und der Blick fiel auf die in Kerzenlicht strahlende Tanne. Unter ihr glitzerten Päckchen in akkurat gezupften Schleifen, und auf dem festlich gedeckten Tisch lockte der süße Weihnachtsteller. Angesichts dieser Verlockungen wurde das Vorlesen der Weihnachtsgeschichte, das Singen der vertrauten Lieder oder gar der Vortrag eines Gedichts zur Qual.

Jedes Jahr kommt die Sehnsucht zurück, doch die unbeschwernte Weihnachtsfreude der Kindheit ist vergangen. Oft begleitet Wehmüt die Erinnerungen. Glückliche dürfen sich diejenigen schätzen, die schöne Erinnerungen haben, die sie an ihre Kinder und Enkel weitergeben können. Das sind Geschenke, deren Wert mit den Jahren zunimmt. Sie sind unvergänglich, weil sie aus Liebe gemacht wurden und auf die unendliche Liebe hinweisen, die uns in der Krippe zu Betlehem geschenkt wurde.

Trotzdem scheiden sich an Geschenken die Geister. Die Reaktionen auf die gut gemeinten Gaben sind so vielfältig wie der Schmuck am Weihnachtsbaum: zu üppig oder zu knausrig, passend oder beschämend, geistreich oder lieblos. Alle, Schenkende und Beschenkte, haben Erwartungen, und sei es der Wunsch, nicht bedacht werden zu wollen. Die Abwehr, man mache sich nichts aus Geschenken, klingt eher wie eine Schutzbehauptung, um nicht in eine befürchtete Abhängigkeit zu geraten. Denn das können Geschenke auch sein: eine nervende Verpflichtung oder gar eine elegant verpackte Erpressung. Die Instrumentalisierung von Geschenken fasst eine alte Weisheit in drastische Worte: „Geschenke machen Weiber willig, Pfaffen frumm und die Gesetze krumm.“

Geschenke, selbst die ambivalenten, laden zur Kommunikation ein. Im Idealfall stärken sie die Beziehungen, die privaten wie die geschäftlichen. Für Antoine de Saint-Exupéry ist das „Schenken ein Brückenschlag über den Abgrund der

Einsamkeit“. Einsam fühlen sich viele in Zeiten von Corona und seinen Mutanten, und vielleicht sind an diesem Weihnachtsfest überlegt gewählte Beweise der Zuneigung wichtiger als in sorgloseren Tagen. Geschenke erhalten bekanntlich nicht nur die Freundschaft, sie wärmen die Seele.

Mit dem Austausch von Gaben begann die Zivilisation. Doch Vorsicht bei der Auswahl des Geschenks, und ist es noch so bescheiden. Denn ein Geschenk verrät oft mehr über den Geber als über den Empfänger. Schenken ist nicht selbstlos. Die Freude des Beschenkten macht auch den Schenkenden glücklich. Die Art des Geschenks, ob materiell oder immateriell, spielt dabei eine untergeordnete Rolle. Glück steckt an. Wer überzeugt ist, er schenke ohne Hintergedanken eine sogenannte „reine Gabe“, dem machen die Psychologen gleich einen Strich durch das wertvolle Selbstbild: Das Gefühl der „reinen Gabe“ sei bereits ein Gewinn.

Manchen historischen Persönlichkeiten waren derlei Überlegungen fremd. Sie empfanden Geschenke als selbstverständliche Anerkennung ihrer Person und ihrer Herrschaft. So gierte der Hunnenkönig Attila (gestorben 453) nach Geschenken, und er reagierte beleidigt, wenn auswärtige Gesandte ihn nicht großzügig bedachten. Bisweilen erfand die „Geißel Gottes“ Anlässe, um Delegationen auf Geschenktour in römische Metropolen zu schicken. Die Römer ließen sich nicht lumpen. Gold, Edelsteine und kostbare Stoffe sollten den gefürchteten Herrscher besänftigen. Vor

allem liebte Attila Süßigkeiten, die es bei den Hunnen nicht gab. Weh dem, der Geschenke abzweigete. Seinen Sekretär ließ der Hunne ans Kreuz schlagen, weil er ihm Diebstahl unterstellte. Attila ist ein Beispiel für die persönliche und politische Perversion der Geschenkkultur. Die Gier nach Geschenken ist ein Topos für Tyrannen sämtlicher Epochen. Wie formulierte der römische Kaiser Nero (54–68 n. Chr.) so treffend: „Vor mir hat noch kein Herrscher gewusst, was er sich erlauben kann.“

Das „sich erlauben können“ ist kein hilfreiches Kriterium für eine Gabe, will sie nicht Überheblichkeit, Macht und Demütigung ausdrücken. Geschenke, die erfreuen, sind weitgehend frei von Egoismen und auf den Empfänger abgestimmt. Wer „richtig“ schenken möchte,

investiert Zeit, vielleicht das kostbarste Geschenk. Schenken ist eine Kulturtechnik, die jeder unabhängig von Herkunft, Alter und Vermögen pflegen kann. Der Phantasie sind keine Grenzen gesetzt.

Als im ersten Jahrhundert nach Christus der stoische Philosoph und Dichter Seneca seine Schrift „Vom glücklichen Leben“ verfasste, machte er sich auch Gedanken über Geschenke. Er übertrug die stoische Haltung des „Nicht zu viel“ und „Nicht zu wenig“ auf das Schenken: „Wenn einer glaubt, Schenken sei eine leichte Sache, so irrt er: Diese Sache enthält ein Höchstmaß an Schwierigkeit, wenn denn mit Überlegung zugeteilt, nicht nach Zufall und plötzlicher Neigung verschleudert wird.“ Eine Wohltat ist Seneca zufolge ein Schatz, und er ist überzeugt: „Wo immer ein Mensch ist, da ist der rechte Ort für eine Wohltat. Daher kann Geld auch innerhalb der eigenen vier Wände verteilt werden und der Freigebigkeit dienen, die ja nicht so heißt, weil sie Freien geschuldet wird, sondern weil sie von einer freien Seele ausgeht.“

Der Begabung, zu geben, entspricht die Fähigkeit, anzunehmen. Die Apostelgeschichte (20,35) empfiehlt zwar: „Geben ist seliger als nehmen.“ Doch die dankbare Annahme einer Gabe verlangt von dem Beschenkten eine Eigenschaft, die selten ist: Demut. Umso wichtiger ist es, die Freiheit des Beschenkten zu wahren. Wer nun entmutigt dazu neigt, eine liebenswerte Tradition auszusetzen, dem sei eine Erkenntnis des Philosophen Wilhelm Schmid ans Herz gelegt: „Schenken macht die Seele weit, Geiz macht sie eng.“ In seinem lesenswerten Büchlein „Vom Schenken und Beschenktwerden“ aus dem Jahr 2017 stellt der Autor die sozialen und geistigen Facetten des Schenkens vor und entdeckt eine Vielzahl von Kategorien, etwa Beleidigungsgeschenke, Triumphgeschenke, Gießkanngeschenke und sogar Entsorgungsgeschenke. Seine Leser überrascht er mit dem „Geschenk für sich selbst“ als gelegentliche Anerkennung für die Mühen des Alltags. Seine Familie amüsierte sich darüber, dass er sich seit einigen Jahren selbst ein Geschenk unter den Weihnachtsbaum lege, verschönert mit Lob wie: „Weil Du dieses Jahr gut gearbeitet hast – Du sollst sehen, dass es einen gibt, der das zu schät-

zen weiß.“ Diese Form der Achtsamkeit sei „Seelenarbeit“, so der Autor.

An Weihnachten wird die Geschenkkultur auf die Probe gestellt. Die Ritualisierung und Kommerzialisierung des

Festes ruft mehr und mehr Unmut hervor. In den Warteschlangen vor den Kassen raunt es: „Nächstes Jahr schenken wir uns nichts.“ Sind Geschenke wirklich das Grundübel oder nicht eher die Vergessenheit, wer der Urgrund jeden Geschenks ist?

Gott wurde Mensch. Vor gut 2000 Jahren. Das Kind in der Krippe ist sein größtes Geschenk an die Menschen, ein Geschenk, das die Freiheit des Einzelnen respektiert, ob er an die Menschwerdung Christi glauben will oder nicht. Sterndeuter aus dem Osten, in der Tradition die Heiligen Drei Könige genannt, waren in der Kindheitsgeschichte des Matthäusevangeliums nach den Hirten die Ersten, die Jesus in der Krippe huldigten und ihm als Ausdruck ihrer Verehrung Gaben brachten: Gold, Weihrauch und Myrrhe. Ihrem Vorbild folgend erhielten Arme traditionell zu Weihnachten Geschenke, meist Naturalien. Nach der Reformation wurde der Kreis um die Kinder erweitert. Erwachsene beschenkten einander erst, als sich im 19. Jahrhundert Weihnachten zum Familienfest entwickelte.

Ursprünglich erinnern Weihnachtsgeschenke also an die Liebe Gottes für seine Geschöpfe. Vor diesem spirituellen Hintergrund relativieren sich die alljährlichen Sorgen um das rechte Geschenk auf dem Gabentisch. Wer schenkt, der liebt oder versucht es zumindest.

Der Soziologe Holger Schwaiger bescherte uns in einem Interview mit der *Süddeutschen Zeitung* noch einen praktischen Rat: „Wir schenken alle zu wenig! Wenn Sie nur zu besonderen Anlässen etwas schenken, ist das jedes Mal ein großer Akt. Wenn Sie Ihrem Nächsten immer wieder ein bisschen was schenken, bleibt die Kommunikation dauerhaft lebendig. Schauen Sie mal, ob Sie vor Weihnachten nicht noch hier und da ein kleines Geschenk dazwischenschieben können.“ Übung macht bekanntlich den Meister oder die Meisterin. Nur Mut! Die kleinen, unverhofften Gaben sind die schönsten.

Judith Rosen ist Historikerin und freie Autorin. Sie lebt in der Nähe von Bonn.

Wer sich über das Schenken an Weihnachten ärgert, hat womöglich den Urgrund vergessen: Gott wurde Mensch. Das Kind in der Krippe ist sein Geschenk.

Schenken ist eine Kulturtechnik, die jeder und jede pflegen kann, unabhängig von Herkunft, Alter und Vermögen. Eine leichte Sache ist es deshalb noch lang nicht.